

Dättwil: Dorf oder nur Agglo?

Zwischen Rosinante und Galgenbuck

Einführung von **Benedikt Loderer, Stadtwanderer**

Meine Damen und Herren,

auf dem Rütli schworen Bauern, keine Städter. In diesem Satz ist der ganze Bauernglaube, an dem wir leiden, bereits enthalten. Die fundamentale Glaubenswahrheit lautet: Wir sind ein Bauernvolk. Heute leider nicht mehr, aber trotzdem. Zwar sind nur noch rund drei Prozent der Bevölkerung mit Landwirtschaft beschäftigt und sie erarbeiten nur 0,8 Prozent der Bruttowertschöpfung, kosten rund vier Milliarden Franken im Jahr, aber ein Bauernvolk sind wir trotzdem. Die Eidgenossenschaft ist durch Bauern gegründet, verteidigt, aufgebaut und gross gemacht worden. Sie haben von Morgarten bis Murten die Schlachten gewonnen. Der einfache, tugendhafte Bauer schlug den raubgierigen, adeligen Ritter tot und gewann damit die Freiheit. Da ist es nur folgerichtig und wahr, dass der Bauer der tapfere Soldat, der wahre Demokrat, der verständige Föderalist, kurz, der Erfinder der Freiheit ist.

Meine Damen und Herren,

ich danke Ihnen für die Einladung, hier Wahrheiten abzusondern. Sie tragen die Überschrift:

Dättwil ist kein Dorf.

„Schweizerart ist Bauernart“ verkündete um 1900 Ernst Laur der Gründer des Schweizerischen Bauernverbands, was heisst, nur Bauern sind Schweizer. Von Ihnen, meine Damen und Herren, vermutlich also niemand. Den Höhepunkt der Verbauerung erlebte die Schweiz während des zweiten Weltkriegs, wo auch die Städter in die Anbauschlacht geschickt wurden. Die Landwirtschaft wurde zur Bürgerpflicht. Der Geissenpeter war im Aktivdienst und Heidi bewältigte den Hof allein. Nur mit Hilfe der städtischen Landdienstler und der polnischen Internierten ging Heidi nicht unter. Ohne die Bauern wäre die Schweiz verhungert, wusste damals der Bauernglaube. Das wirkte nach. „Die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes“ wurde 1951 mit dem Landwirtschaftsartikel der Bundesverfassung zu einer Bundesaufgabe und ist heute noch ein unbestrittenes Staatsziel. Eine Schweiz ohne Bauern war und ist unvorstellbar.

Zwei Weltkriege erteilten den Schweizern eine Lehre. Das fruchtbare Land, stellten sie fest, ist der entscheidende Produktionsfaktor für die Ernährung der Bevölkerung. Die Schweiz hat zu wenig davon, also muss, was noch da ist, erhalten bleiben. Als Notvorrat und Kriegsreserve, brauchen wir genügend Fruchtfolgefläche. Nach dem Krieg ist vor dem Krieg, immer droht der Ernstfall, immer kann man uns aushungern. Darum muss die Landwirtschaft vom Bund gelenkt werden. Dafür erfand man die schweizerische Variante der Planwirtschaft. Landwirtschaftspolitik war ihr Name. Es war eine Lebensversicherung. Für die Bauern hauptsächlich, für die Schweiz weit weniger. Aber unkündbar ist sie.

Die Erhaltung des Bauernstands ist eine Verpflichtung, die Erhaltung des Bauernlands ist es weit weniger. Das kann man für rentablere Nutzungen brauchen als für Kartoffeläcker. Die Bauern dürfen Millionen kosten, doch ihr Land müssen sie hergeben. Der Fortschritt verlangt es, dringend nötig sind Autobahnen und Bauzonen. Das Bauernland als Lebensversicherung für Kriegszeiten ist ein Lippenbekenntnis und eine Trostformel. Erhellend ist der Vergleich mit jenem Land, worauf Bäume wachsen. Das eidgenössische Waldgesetz garantiert den Bestand. Es gibt kein eidgenössisches Landgesetz, das das Bauernland garantiert. Rehe und Bäume sind wichtiger als Bauern und Kühe. Das hatten die führenden Männer der Stadt Baden im Aargau schon um 1960 begriffen. Sie fühlten sich beengt und wollten „das alte Bauerndorf in einen neuzeitlichen Stadtteil verwandeln“. Gemeint

war Dättwil. Wie man den gesunden Bauernstand erhalten kann, indem man ihm sein Land wegnimmt, das ist ein eidgenössisches Preisrätsel.

Es löst sich, wenn man bedenkt, dass praktisch jeder zweite Einwohner Dättwils auch Landbesitzer war. Was ist das Bauernland? Wenig. Was kann es werden? Viel. Der erhaltenswerte, gesunde Bauernstand war der Preisdifferenz zwischen Bauern- und Bauland nicht gewachsen.

Das ist der lokale Hintergrund zur Fusion vom 1. Januar 1962.

Der „neuezeitliche Stadtteil“ Dättwil ist ein Kind der Konzdez, der konzentrierten Dezentralisation. Die Konzdez zu erklären, verlangt eine kleine Abschweifung in die schweizerische Mentalitätsgeschichte. Der Bauernglaube hält am alten Gegensatzpaar Stadt/Land fest, das in der Schweizergeschichte so prägend war und bis heute in den Köpfen tief verankert ist. Nur ist es die Stadt und das Land von vorgestern, die da wirksam sind. Das Vorurteilspanorama in der Übersicht: In der Stadt herrschen das Laster, die Tuberkulose und die Sozialisten, auf dem Land hingegen sind die Tugend, die Gesundheit und der freie Mensch zu Hause. Die Stadt ist zwar wirtschaftlich notwendig, aber unschweizerisch. Sie ist eine Gefahr. Die Stadt muss niedergehalten, eingeschränkt, kontrolliert werden. Noch unschweizerischer ist die Grossstadt, sie ist tabu, sie muss mit allen Mitteln verhindert werden. Dahinter stehen zwei böse Erfahrungen, die den Bauernglauben stärkten: die Industrialisierung und der Nationalsozialismus. Die Industrialisierung hatte das Proletariat hervorgebracht, das im Landesstreik von 1918 die gottgewollte und natürliche Ordnung beseitigen wollte. Die rote Brut lebte in den Städten. Aus Zürich darf nie ein Moskau werden.

Die Stadt verbiegt, denn dort herrscht die Vermassung. Sie formt aus den Gesunden und Bodenständigen, die vom Lande in die Stadt strömen, erst Entwurzelte und Asphaltmenschen, die dann zu Nazis werden. Man hat es ja gesehen, in der Mietskasernenstadt Berlin. Dort haben die Massen Hitler zugejubelt. Die Folgen waren ein Weltkrieg und 50 Millionen Tote. Aus Zürich darf nie ein Berlin werden.

Der Bauernglaube spürte es instinktiv: Nur kleine Städte sind akzeptable Städte. Die Grossstadt darf in der Eidgenossenschaft nicht sein. Wehret den Anfängen! Die Guisan-Schweiz wollte von der sich ausbreitenden Hochkonjunktur nur die Hochkonjunktur, aber keine Veränderung, nur den wachsenden Wohlstand, aber keine wachsenden Städte. Sie setzte der Grossstadt, die es noch gar nicht gab, den Bauernglauben entgegen. Das Ländliche, das Ursprüngliche, das Kleinteilige, das Konstrukt der Bauernschweiz war ihr Abwehrzauber. Dort waren die Freiheit und die Demokratie zu Hause. Kein Bauer war Kommunist.

Die Saat ist aufgegangen. Das Leitbild der schweizerischen Landesplanung hiess konzentrierte Dezentralisation oder dezentralisierte Konzentration. Konzdez ist Dezkonz. Die Angst vor der Gross-, vor der Ölfleckstadt trieb die Planer und Politiker an. In geordnete Bahnen lenken wollten sie die rasante Entwicklung. Nicht die Grossen, sondern die Mittleren und die Kleinen sollte gefördert werden: Bülach, nicht Zürich, Echallens, nicht Lausanne, Sissach, nicht Basel. Der Kanton Aargau, ein glückliches Land ohne grosse Stadt, hatte diesen Zustand schon erreicht. Aufgelockert sollte die Schweiz bebaut werden, die Siedlungen mit scharfem Rand und von breiten Grüngürteln voneinander getrennt. Es wären bescheidene städtische Inseln im grossen, grünen Landwirtschaftsmeer geworden. Keine Mietskasernen! Man wollte das Modell Berlin verhindern und förderte damit ohne es zu wollen das Modell Los Angeles mit dem urban sprawl der Hüsli. Man hatte die Planungsrechnung ohne das Auto gemacht. Denn statt der Konzdez entstand der Teppich der Agglomeration. Unterdessen sind die Landwirtschaftsgebiete grüne Inseln im grauen Meer der Verstädterung geworden. Wer das dichteste Autobahnnetz der Welt baut und dabei nicht an die Folgen für die Besiedlung denkt, muss sich nicht wundern. Konzentriert wurden die Arbeitsplätze in den grossen Städten, dezentralisiert das Wohnen. Erreicht wurde das Gegenteil dessen was man plante. Die Konzdez ist eine Pleite. Die Guisan-Schweiz bekämpfte die Stadt und verlor dabei das Land. Heute stellt man fest: Agglomeration ist überall. Sie reicht so weit, wie das Auto fährt.

Das ist der Rahmen für das Bild Dättwil. Es ist ein Erfolgshelgen, denn Dättwil ist eines der wenigen Konzdez-Vorzeigebeispiele im Land. Anmeldungen für weitere nehme ich gerne am Schluss der Veranstaltung entgegen. Zwar ist die ursprüngliche Planung stecken geblieben, Rosinante trabte nicht weit, doch einige wesentliche Anliegen der Konzdez sind hier verwirklicht:

- Die Trennung von Industrie und Wohnen ist eindeutig,
- die Besiedlung hat einigermaßen klare Ränder,
- kein Durchgangsverkehr belastet den neuzeitlichen Stadtteil,
- der Anteil an Einfamilienhäusern ist erstaunlich niedrig,
- es gibt ein Zentrum mit Schule und
- das alte Dorf ist noch vorhanden.

Zusammenfassend: Hier wurde Stadt gebaut, nicht Dorf und herausgekommen ist ein Stück Agglomeration.

Mit Absicht wähle ich das böse Wort Agglomeration. Sie ist die heutige Form der Stadt, die Kernstadt ist nur noch ihr wichtigstes Quartier. Allerdings sind in Hirn und Herzen die Bewohner der Agglomeration keine Agglomeriten, sondern Dörfler. Grund genug, sich mit dem Dorf zu beschäftigen.

Was ein Dorf ist, weiss man. Der Schweizerknabe, der ich einmal war, entnahm diese Gewissheiten dem SJW-Heft Nr. 18. „Die Pfahlbauer am Moossee“, erzählt vom Grosspädagogen Hans Zulliger. Im Pfahlbauerdorf war das Leben noch echt, lernte der Schweizerknabe. Es war bewohnt von einem Stamm. Der lebte von der Jagd, von Viehzucht und Ackerbau. Alle hatten denselben Beruf, sie waren Bauern. Nur der Töpfer, der Schmied und der Druide hatten andere Aufgaben. Alle Pfahlbauer hatten denselben Glauben. Der Häuptling führte seinen Stamm mit Weisheit, Gerechtigkeit und Strenge. Die Pfahlbauer waren die ersten freien Schweizer. Alle waren friedlich und zufrieden, bis die Fremden auftauchten. Die steinzeitlichen Pfahlbauer am Moossee wurden von Kelten vertrieben, die stärker waren, weil sie bereits Bronzewaffen hatten.

Unterdessen ist aus dem Schweizerknaben ein Stadtwanderer geworden. Der betrachtet das Pfahlbauerdorf aus heutiger Sicht und stellt fest: Es ist eine Erfindung, ein Konstrukt. So möchten auch wir leben, so echt, so ehrlich und so natürlich. Der Rousseau in uns will zurück zur Natur. Das Dorf ist nicht eine Siedlungsform, sondern ein Sehnsuchtsapparat. Wir haben es unterdessen aus der Bronzezeit heraus destilliert und in einem nebligen Früher angesiedelt. Die Sehnsucht will nichts genau haben, sie erträgt keine Tatsachen. Darum begnügen wir uns mit einer mythischen „Käserei in der Vehfreude“ oder mit der Sage vom Landidörfli. Denn in unserem Herzen wissen wir genau wie das richtige Dorf einmal war. Es hat alle Eigenschaften des Pfahlbauerdorfs geerbt. Es ist - darf man das heute noch schreiben - reinrassig. Der Stamm ist eine Brutgemeinschaft und das erste und wichtigste Gesetz der Brutgemeinschaft regelt, wer dazu gehört und wer nicht: ich, du, der Stamm, zusammenfassend: Wir gegen die Fremden.

Im Dorf gibt es einen sicheren Bezirk, das Drinnen und eine feindliche Welt, das Draussen. Die Dorfbewohner sind Selbstversorger, sie brauchen keine Zufuhr von aussen. Im Dorf Vehfreude lebten nur Bauern und die wenigen Spezialisten, die es eben braucht wie Krämerin, Pfarrer und Hufschmied. Alle waren rechtgläubig, reformiert zum Beispiel. Das mythische Dorf brauchte auch einen König, denn im Dorf herrschten Ruhe und Ordnung. Selbstverständlich war es trotzdem urdemokratisch. Der Stamm, das waren die Angestammten, sie bildeten eher eine grosse Familie als einen freiwilligen Zusammenschluss von Gleichberechtigten. Der Gemeindeammann schaute zum rechten und sorgte vor. Diesen Sehnsuchtsapparat Dorf gibt es heute noch in den Köpfen und Herzen der Landschwärmer, die das Dorf mit ihrer Seele suchen und daher aufs Land ziehen wollen.

Es gibt also einerseits das Dorf als Siedlungsform und sozialen Verband und andererseits das Dorf als Sehnsuchtsapparat und Mythos. Und seltsam, das Wachsen des mythischen förderte das Aussterben des sozialen. Das ursprüngliche Dorf ist leider verdorrt und heute mausetot. Es ist nach längerer Leidenszeit überfahren worden, ist dem Automobil erlegen. Das Auto war der Träger, der die heimtückische Krankheit auf dem Land verbreitet hat, die Hüslipest. An ihr ist das Dorf verendet. Wer das Dorfsterben ergründen will, muss mit der Hüslipest beginnen. Das Dorf Dättwil hat wenig Hüslipest, vom Autoüberfahren wurde es trotzdem.

Vor dem Automobil, in der Schweiz bis 1950, in Dättwil bis 1970 waren die Verhältnisse noch einigermaßen übersichtlich. Die Gusan-Schweiz war ein unabhängiger, ewig neutraler, demokratischer Kleinstaat. Der ererbte Gegensatz von Stadt und Land war noch in Betrieb. Man wusste überall, ob man sich in der Stadt oder auf dem Land befand.

Dann geschah etwas Umwälzendes: der Wohlstand brach aus. Er schenkte den Schweizerinnen die Waschmaschine, den Staubsauger und den Kühlschrank, dem Schweizer die Ölheizung und das Automobil, der Familie Ferien in Rimini. Die karge, sparsame, selbstgenügsame Guisan-Schweiz bestand zwar zäh noch weiter, aber sie hatte nun eine Konkurrentin neben sich, die Konsum-Schweiz. Die Guisan-Schweiz schrumpfte, trocknete ein, zerbröckelte, während die Konsumschweiz wuchs, blühte, erstarkte. Heute verteidigen wir nicht länger unsere Unabhängigkeit, sondern unseren Wohlstand. Das ist die Kurzzusammenfassung der Schweizergeschichte von 1950 bis 2010.

Das verlockende Programm der Konsum-Schweiz lautete: Mittelstand für alle! Der Wirtschaftskuchen wuchs, also kriegten alle ein grösseres Stück davon. Der neue Wohlstand fuhr mit dem Auto umher, das Ausschwärmen wurde möglich. Die Landschwärmer gerieten in Bewegung. Sie hatten ein Vorbild: The American Way of Life, dort konnten sich, so ging die Sage, auch einfache Arbeiter ein Auto und ein Haus leisten. Doch das Einfamilienhaus war nicht nur eine Wohnform, es war auch ein Lebensprogramm, geprägt von der Hüslideologie. Wer in grauer Städte Mauern in einer dumpfen Mietskaserne aufwächst, wird kein rechter Schweizer. Nein, nur im Hüsliland kann beginnen, was leuchten soll im Vaterland. Das Grün ums Hüsliland ist der Gesundbrunnen der Nation, das Einfamilienhaus das Glücksgefäss der Kernfamilie, der Hausbesitz das ethische Fundament des Staates.

Das Dorf war nun erreichbar. Es kamen Leute, die die Dörfler Städter nannten. Sie brachten die Hüslideologie aufs Land. Einen entscheidenden Unterschied gab es nun im Dorf, den zwischen den Alten und den Neuen, zwischen den Produzenten und den Konsumenten, zwischen den Leuten die vom Land und denen, die auf dem Land leben. Das wird deutlich, wenn man beobachtet, wie beide ihre Häuser auf ihre Grundstücke setzten. Die Bauern hielten sich an betriebswirtschaftliche Regeln. Sie versuchten, ob Streusiedlung oder Strassendorf, möglichst wenig vom fruchtbaren Land zu verbauen, denn das waren ihre Lebensgrundlage und ihr wichtigstes Produktionsmittel. Nie vergeudeten sie ihr Land. Die Hüslimenschen hingegen stellten ihre Häuser nach Eigentümerregeln mitten aufs Grundstück. Ihr Land ist ein Konsumgut, kein Produktionsfaktor. Sie produzieren nichts.

Falsch, das Hüsliland produziert durchaus etwas, es stellt Naturgenuss her. Die Landschwärmer haben ihre Lektion gelernt: Nur privater Naturgenuss ist richtiger. Das Hüsliland ist der Motor der grossen Maschine, die den Naturgenuss im Dorf ermöglicht. Damit entstand eine ganz neue Lebensform. Drei Anzeichen trügen nie: Wo das ohrensägende Geräusch eines Rasenmähers zu hören ist, wo pflegeleichte Cottoneaster wuchern und wo Thujahecken die Nachbarn trennen, da ist Hüsliland, da dient der Boden dem Naturgenuss, da ist die Hüslilust im Dorf angekommen. Sie frisst das Land. Der Landschwärmer zerstört, wofür er schwärmt, er macht aus dem Land Agglomeration.

Das Dorf als eine Gemeinschaft von Urproduzenten ist verschwunden. Der Sehnsuchtsapparat hat es ersetzt. Als nach Jahrzehnten der Hüslilust das ersehnte Dorf in überbauten Quadratmetern und in Millionen Franken Baukosten messbar wurde, wollten die Hüslimenschen ihr Werk nicht akzeptieren. Statt nüchtern festzustellen, wir sind Agglomeriten, verweigern sie sich der Wirklichkeit und behaupten wider besseres Wissen: wir sind Dörfler. In Tat und Wahrheit haben die zugezogenen Städter die Dörfler verdrängt und haben überall städtische Lebensformen eingeführt. Die Brutgemeinschaft des Dorfes war den Städtern nicht gewachsen. Die Verwandtschaft wurde durch Nachbarn abgelöst, der Schwarm ersetzte den Clan. Der Stamm ist erloschen, „reinrassig“ ist ein verbotenes Wort, doch wohnen wenigstens die anständigen Leute hier. Das Grundgesetz „Wir gegen die andern“ gilt allerdings immer noch. Es heisst heute Gemeindeautonomie und Steuersatzverteidigung. Immerhin, jeder der Geld genug hat ist als ein Beitrag zum Steuersubstrat willkommen. Autark allerdings ist das Agglodorf längst nicht mehr. Die beiden Beizen sind längst verschwunden, der Metzger, der Bäcker und der Dorfladen haben zu gemacht, wer kein Auto hat, verhungert. Die wenigen übriggebliebenen Bauern sind eine kleine, allerdings gewichtige Minderheit, doch ihre Steuern zahlen nicht einmal die Lehrerlöhne.

Hüsliland und Auto sind eins. Sieben Jahre seines Lebens verbringt der Hüslimann im Auto. Die Spezialisten im Agglodorf sind heute Treuhänder, Therapeutinnen, Betreiber von Massagesalons. Noch hat das Agglodorf eine

katholische Kirche, doch die ist leer. Einen Pfarrer gibt's längst nicht mehr. Der Dorfkönig ist noch da. Die Agglomeriten wählen ihn stramm und erwarten im Gegenzug die Optimierung des Finanzausgleichs. Die Finanzen der Gemeinde sind gesund, das Steuersubstrat tut seine Pflicht.

Doch wo ist das Dorf? Der nüchterne Blick erkennt: Das Pfahlbauerdorf ging an den überlegenen Broncewaffen zugrunde, das Bauerndorf am Auto. Die Autonomie ist eine Frage der Erreichbarkeit, denn die mystifizierte „Dorfgemeinschaft“ von damals war nichts als ein Mangel an Mobilität. Die Bauern sassen fest. Wer erreichbar ist, wird kolonisiert. Genau das ist dem Land auf dem Land geschehen. Die Städter haben das Land erobert und haben es mit ihren Autos und Hüsli konsumiert. Den alten Gegensatz von Stadt und Land und die alte Beschwichtigungsformel „Stadt und Land miteinander“ gibt es nicht mehr. Die Unterschiede der Lebensformen wurden gründlich eingeebnet, Kleider, Sprache, Werte, alles ist städtisch, genauer agglomeritisch. Alle starren jeden Abend in die gleiche Röhre. Zusammenfassend: Die Agglomeration reicht so weit wie das Auto fährt. Darin sitzen die Landkonsumenten, die den Produzenten schrittweise den Boden entziehen. Das Land wird ausgesaugt, sprich kolonisiert. **Das Hüsli ist die Krankheit des Landes.**

Ein konkretes Beispiel verdeutlicht die Sachlage. Es war einmal ein fruchtbarer Acker am Rande des braven Dorfes Hintergiglen. Dem wackeren Eigentümer, dem rechtschaffenen Bauern Johann Jakob Rüdüsüli, der auch ein sparsamer Gemeinderat war, gelang es, demokratisch legitimiert, den Blätz Land in die Bauzone zu bringen. Aus Acker- wurde Bauland. Von Mehrwertabschöpfung war keine Rede. Dies erreicht, verkaufte der ehrliche Bauersmann bald sein Grundstück an den kundenfreundlichen Architekten und seriösen Geschäftsmann Florian Findig. Der fand den naturliebenden Gymnasiallehrer Ulrich Merk, der schon lange von einem bescheidenen Hüsli träumte. Dieses marktgesteuerte Zusammentreffen löste eine Kettenreaktion aus. Es genügt, die anständigen Leute aufzuzählen die daran gut verdienen: Der aufrechte Bauer Rüdüsüli am Land, der traditionsverbundene Notar Gottfried Ehrsam am Kaufvertrag und am Grundbucheintrag, der erfindungsreiche Architekt Findig an der Planung, der solide Baumeister Steinmann, der zuverlässige Sanitärunternehmer Rohrer, der fleissige Maler Blau und alle andern am Bau beteiligten ehrenfesten Handwerker und termintreuen Zulieferer bis hin zur kreativen Vorhangstoffweberei. Die aufstrebende Gemeinde Hintergiglen kassierte die bescheidenen Gebühren und später die mässigen Steuern und nicht zuletzt profitierte der sensible Naturfreund und empfindsame Gymnasiallehrer Merk und seine fröhliche Familie, die nun doppelt so viel Wohnraum hatte, in einer jugofreien Gegend wohnte und einen beachtlichen Gewinn an Sozialprestige einstrich. Merk, ein beharrlicher Verteidiger der sozialen Durchmischung, wohnte nun endlich unter seinesgleichen, keiner seiner neuen Nachbarn hatte einen tieferen Sozialstatus als er. Das beruhigte ihn. Dazu kam, dass Merk die beträchtlichen Hypothekarschulden bei den Steuern abziehen durfte und von der regelmässigen Wertsteigerung seines Hauses profitierte. Die Familie Merk bewohnt seither ihr eigenes Sparschwein.

Der Verwandlungsprozess von Produktions- in Konsumland befriedigte alle Beteiligten tief und brachte allen einen angemessenen Profit. Die FdP, die Fédération des Profiteurs, hatte reibungslos funktioniert. Das Haus gehorchte der Bau- und Zonenordnung, ordnete sich befriedigend in die Umgebung ein, hielt sich an die Vorschriften über Satteldach und Sprossenteilung, kurz war ein Werk der Masskonfektion aus dem Hause Florian Findig, eines Architekten der mit allen Bauherrschaften duzis wurde. Die Zersiedelung, lernt man aus diesem landläufigen Beispiel, ist eine Erfolgsgeschichte: Wirtschaftlich rentabel, sozial aufbauend und ein Beitrag zur Hebung des Naturgenusses.

Was lernt der Stadtwanderer daraus? Er sieht einem Verwertungsvorgang zu. Der Hüslimensch konsumiert das Land. Der Konsum verbraucht, was er konsumiert, drastisch ausgedrückt: Aus Kuchen wird Kacke. Ein Naturgesetz. Zwar ist der Dünger auch brauchbar. Abfall ist Wertstoff, leider auf tieferem Niveau. Der Übergang vom produktiven zum Konsumland heisst: die Zersiedelung. Der Guisanschweiz, die spart und repariert, folgt die Konsumschweiz, die verbraucht und wegwirft. Der Stadtwanderer betrachtet still die Wertschöpfungskette. Der Konsum setzt Geld frei. Erstaunlich, die Kacke ist wertvoller als der Kuchen.

Was lernen wir für Dättwil daraus? Der neuzeitliche Stadtteil steht vor seiner nächsten Erweiterung. Lang genug hat Galgenbuck warten müssen, eingezont ist der Blätz schon längst. Was soll man darauf bauen? Man soll sich an das ursprüngliche Ziel halten und einen neuzeitlichen Stadtteil planen. Die Betonung liegt auf Stadt,

was mit Dichte zu übersetzen ist. Das bisherige Dättwil ist zwiespältig. Eine traditionelle Stadt mit Gasse, Platz und Hof wollte man zuerst nicht, das hatte der Zeitgeist verboten. Grün und aufgelockert sollte sie sein. Heute kann man die verschiedenen Stadien der Stadtbauphilosophie der letzten vierzig Jahre an Ort besichtigen. Zusammenfassend: Dättwil wurde immer städtischer. Das Abstandgrün wurde zum Stadtraum, die Blöcke in der Wiese entwickelten sich zu Platz- und Gassenwänden, Dättwil wurde langsam erwachsen.

Darum muss für den neuen Stadtanbau über die notwendige Dichte geredet werden, über die Mindestdichte wohlverstanden. Sie ist höher als der Volksmund glaubt. Über die Aussenräume muss man reden, die öffentlichen und die privaten. Die öffentlichen müssen gefasst und geschlossen sein, oben offene Gefässe. Die privaten privat, will sagen abgeschirmt und gross genug. Nochneuerdättwil stelle ich mir mittelländisch-mediterran vor, ein Konglomerat von Kuben und Terrassen, ein neuzeitlicher Stadtteil aus der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts. Dättwil ist kein Dorf.